

Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Febr., Donnerstag, den 20. Dezember 1917

Heimkehr.

Erzählung von Fritz Müller.

Der Soldat Franz Kramer sah schweigend in der Ecke des Eisenbahnabteils. Es war eine lange Fahrt von Posen nach Westfalen. Sie ist noch länger, wenn man verwundet ist.

Aber dann tauchen plötzlich drei Schornsteine einer Eisenhütte auf: lang, länger, am längsten. Wie drei Schornsteine standen sie plötzlich im Fenster. Für Franz Kramer war's die Hand der Heimat, die sich aus dem Boden reckte und schmerzte. Schwor? Ei, was schwor sie denn?

Um, die Eisenhütte hatte sich mit einem Kohlenbergwerk gegenüber unterhalten, über den Franz Kramer unterhalten. „Der ist vielleicht da drüben schon gefallen.“ brummte der Hörberthum und ließ einen Wagen in die Tiefe gleiten.

„Nein, er kommt zurück, dort im Zuge sitzt er,“ sagte das Eisenwerk und hob betrübend die drei Schornsteinfinger.

Der Franz Kramer wunderte sich, daß die Kamine plötzlich schief im Fensterlichte standen. Aber da merkte er am Bremsen unter seinen Füßen, daß der Zug eine schiefe Ebene abwärts fuhr. „Aha, der Zug schieft schief, nicht die Kamine, daher er lächelnd. Und trotzdem er kein vergleichender Philosoph war, sondern nur ein einfacher Soldat, kam es ihm dunkel zum Bewußtsein, daß es einem mit dem eigenen Urteil über andere ähnlich gehen könnte wie mit den schiefer Gesäßen.

Hier — ging's um eine Diebstahl. Eilig liefen die Essen aus dem Fenster. Andere tauchten auf — viele viele.

Sie schwenkten schwere, schwarze Fahnen, wie zum Trauer: „Ah, der Franz Kramer! Guten Tag, da bist du ja wieder!“

„Weinade wär er aufgestanden, um wie vor Heimatsvorgesetzten stramm zu stehen.“ „Zu Befehl, da bin ich — Streifschuß, rechter Fuß — ein wenig steif — in vier Wochen meint der Doktor, könnte ich wieder marschieren — vielleicht in drei schon, oder zwei —“

„Meint der Doktor?“ fragte der längste Schornstein.

„Nein, ich, Herr — Herr Oberst!“

„Ja, ein Oberst schien jener riesige Kamin dort drüben auch zu sein. Ah, den kannte er! Und auch das Regiment der kleinen Schilde. Und die drei Hörberthum mit den schurrenden Häuten an der Stirne. Es wurde ihm so heimlich, denn Franz Kramer.

Aber halt — wenn's nur ein Bild war, ein Ainsobid etwa, ein künstliches? Geschwind lief er das Fenster heran. Hämmergedröh brauste herein. So, jetzt war's doch klar, daß —

Aber halt — auch Hämmerdröhnen machen sie jetzt künstlich nach im Kino, hinter der Leinwand. Das stand er auf und streckte den Kopf über das „Hinauslehnen verboten!“ weit in die Luft und sog sie ein. Ah, das war der feinfühlerliche Geruch der westfälischen Heimat — der westfälische Gestank, sagten sie wo anders — das war der alte Arbeitsgeruch der hämmernden Heimat! Nein, den konnten sie in keinem Kino nachahmen, diesen eisenthöhligen Duft, nach dem sich seine Nase so oft gelüftet hatte, wenn er draußen in den fremden Schützengräben gelegen hatte.

So lange sog er sie ein, die heimliche Luft, bis ihn sein rechter Fuß vom Stehen schmerzte. Dann sah er wieder still in seiner Ecke.

Es wurde dunkler. Jemandes wurde der Zug aufgehallen. Da stand er auf offener Strecke gegenüber einer Koksblatterie. Franz Kramer zählte. „Zweiunddreißig,“ sagte er laut. Er freute sich über die stamme Meise. Der Zug hielt immer noch. Die Koksblatterie verstromte. Auf einmal ein leichtes Klitzern. Ein schmaler Kokssofen tat sich auf. Ein gewaltiger, fertiggebrannter Koksstücken schob sich langsam über die Arbeitsplattform. Es sah aus wie ein

fürchterlicher glühender Lindwurm. Nein, nicht wie ein Lindwurm. Die neue Industrie gebiert Gestalten, die wir nicht vergleichen können. Der Kuchner starrte ruhigrot in die Nacht. Dann zischte er auf. Wasserstrahlen drangen auf ihn ein. Arbeiter löschten ihn ab. Aber es sah aus, als spreie das glühende Koksstück selber die weißen Strahlen nach links, nach rechts. . . .

Ganz wohlgeig ward es dem Franz Kramer bei dem vertrauten Anblick. Und dann überkam ihn die sonderbare Ueberlegung, daß sein eigenes Herz beim Kriegsbeginn gleich einem glühenden Koksstück in das Feindesland hineingefahren war. Aber alle Wasserstrahlen der Mützen und der Fährlichkeiten draußen hatten es nicht löschen können. Es glühte heute noch wie am ersten Tage.

Der Zug war längst weitergefahren. Hinein in die bedenumräumten Weiden des Münsterlandes. Gleich würde seine Heimatstadt kommen. Was wohl seine Leute sagen würden, wenn er plötzlich daherkäme, seine Frau, seine Mutter, sein Bruder, seine Schwester? Keinem hatte er's geschrieben. Er hatte es sich gar zu schön gedacht, so auf einmal unter der alten Türöffnung zu stehen: „Na, wie geht's euch Kinder. . .“

Ja, heute abend würde er das noch erleben. Und beim Einfahren zu Juges stellte er sich das zum zwanzigsten Male still und lächelnd vor.

Dann stieg er aus. Den langen Bahnsteig hinüber zu vor. „Darf ich Ihnen helfen?“ — „Bitte, wollen Sie sich auf meine Schulter stützen?“ — „Nein, auf meine Bitte.“

Aber er lehnte alle Anerbietungen der Krankenschwestern freundlich ab. „Nein, nein, es geht schon so.“ Jetzt durch die Sperre links, dann rechts hinüber, dann die zweite Querstraße an der Ecke — na, würde sein Weib Augen machen! Und die anderen — schade, daß der kleine Krieg schon schloß wurde!

„Darf ich bitten, mit mir zu gehen.“ Ein Offizier hatte es höflich zu Franz gesagt und ihn leicht am Kodämel fassend, neben drei anderen Soldaten aufgestellt, die auch mit diesem Zug gekommen waren. Dann kam noch ein fünfter — ein Sechster. Und dann gingen sie langsam in die Kaserne, der kleine Trupp mit den verbundenen Armen, den hinstehenden Füßen.

Keiner sagte ein Wort. „Müht euch nichts daraus machen, Kameraden,“ sagte der Offizier, „es ist nur für diese Nacht, daß ihr in der Kaserne bleiben sollt — Personalstellung, weiter nichts. Morgen früh geht's dann zu Muttern und wohin ihr sonst wollt. — Kommt wohl alle von Flandern her? Muht höflich heiß gewesen sein dort unten — sagt mal, wie steht es eigentlich dort unten?“

Rein bischen lehrte er den Offizier heraus. Gleich wurden sie vertraut mit ihm. Und plaudernd ging er durch die Nacht dem Stadtwall entlang zur Kaserne.

In der Kaserne tauchte der Unteroffizier die Feder ein. „Gleich geht's zum Essen, Leute — es gibt was Gutes — habt ihr nichts gedenken?“ — Aber vorher muß ich euch noch in die Listen bringen — am besten ist's, ihr knüpft den Kod auf und legt mir die Erkennungsmarkte vor, die euch auf der Brust hängt. Dann gibt's keine Hörfehler. — Der nächste also!“

Es ging alles rasch. Fünf Minuten, die den Feldzug nächst dem Herzen mitgemacht hatten, klapperten nach einander auf dem Tisch Metall auf Herz — es war, als würde ausbezahlt.

Der sechste war Franz Kramer. „Na, und Sie? Wo ist Ihre Marke?“

„Zu Befehl — ist weggekommen.“ „Weggekommen? Wie soll denn 'n Ding wegkommen, das einem um den Hals hängt? Könnten ebensogut sagen, es sei Ihnen Ihre Leber weggenommen oder sonst was.“

„Zu Befehl — weiß selbst nicht, wie es ging. Wir kamen hart auf den Feind — Brust an Brust. Ein Griff riß mir die Uniform auf — wurde dann ohnmächtig — Blutverlust — Beinschuß — lag zwei Tage draußen — fand mein Regiment nicht mehr — und meine Erkennungsmarkte war fort!“

„Gut — Sie triegen eine neue Marke, morgen früh schon. Ein Soldat ohne Erkennungsmarkte, das geht nicht, mein Lieber. Denken Sie mal, es vergift einer in der Brille, da draußen seinen Namen — he, wie soll ich den dann in meiner Liste auffinden? — Na, Sie wissen ja

den Ihren scheinbar noch — Franz Kramer, sagen Sie? — Ist gut — das andere seh' ich ja an Ihrer Uniform.“

Ein wenig unbeholdlich schielte Franz Kramer doch in der Kaserne. War's die Erwartung auf das Wiedersehen morgen? War's ein Reiz? Enttäuschung? — Es war sicher, daß er manche Nacht im Schützengraben draußen besser geschlafen hatte als die erste Nacht in seiner Heimatstadt. Lange Stunden lag er wach und starrte gegen das Fenster. Dort draußen stand der Krieg und schlug seine Mantel zurück: Sieh her, Franz Kramer, das hast du erlebt und das und das. . . .

Endlich, gegen Morgen, schlief er ein. Man weckte ihn nicht. Es war heller Tag, als er erwachte. Er aber rasch — einer half ihm in der Höhe, alles andere konnte er sich selber tun. Dann nochmals zum Unteroffizier ins Wachlokal.

Der gab ihm einen Schein. „Damit gehen Sie im Lauf des Tages ins Hospital III — lassen sich 'n bißchen nachsehen. Fehlen tut Ihnen ja weiter nichts als das bischen Steifigkeit — was?“

Er hinterte über den Kasernehof, ans Tor — da dröhte es schon vom Marschschritt der Soldaten. Die schwenkten die Helme — Junge waren's, Ersatzmannschaften, die heute hinausgezogen, die jetzt fangen und ihn zuwinkten:

„Wir hinaus — du herein! Bald wird's wieder anders sein.“

Langsam nahm er die Richtung nach seiner Wohnung. Es war ein schönes Stück Weg dahin. An der Herzjesuitische kam er jetzt vorbei.

Die Herzjesuitische? War das nicht die, wo er gefirmt worden war? Hm ja, mächtig lange war er nicht hineingegangen. Die Tür stand ein wenig offen. Wie, wenn er doch mal 'n wenig hineinschauen würde? Muhte er nicht der Muttergottes danken dafür, daß sie ihn wieder heimlehren ließ in die Heimat? Hatte er das Bett nicht wieder gelernt da draußen, auf den Kampffeldern — auf eine besondere Art gelernt in den langen Nächten im Schützengraben unter dem gestirnten Himmel, im Zimmer der Verwundeten, in flüsternder Todesverdichtung?

Da war er schon die Treppe hinaufgeht, hatte sich durch die halb-offene Türschwelle geschoben und stand nun, ein wenig geblendet, in der halben Helle.

Er setzte sich auf die hinterste Bank. Etwas befangen ging sein Blick rings um die Kirchengänge. Wie lange war es jetzt, daß er zum letzten Male —

Ah was, das war jetzt gleich! In diesen Zeiten schaut man vorwärts und nicht rückwärts. Ja, das war noch der alte Altar. Links die milde Jungfrau, rechts der Petrus. Es flimmerte vom Altar her wie einst. Wie einst, da er noch als Knabe all den Glanz bewundert hatte.

Eine Frau in Trauerkleidern ging eilig an ihm vorbei. Nein, welche Neblnacht die mit seiner Schwester Kathi hatte. Und die schwarze Frau dahinter — er hätte sie wahrhaftig für seine Mutter halten können!

Aber das war natürlich Unsinn. Deshalb sollten denn die beiden Trauer tragen? Er war doch ihr Einziger im Feld. Und daß er nicht gefallen sei, das würde er ihnen ja bald beweisen können.

Jetzt wurde es lebendig am Altar. Zwei Ministranten machten sich zu schaffen. Ein paar Leuchter lehten sie zurecht, einer zupfte an einem Tuch, der andere legte ein neues auf. Vorsichtig hoben sie ein Glöckchengestell herab.

Richtig, da kam ja schon der Priester. Und nun folgte Franz Kramer allen Handlungen mit steigender Aufmerksamkeit. Ah, eine Totenmesse war das also! Der heilige Ritus hiez aus seiner Knabenzeit empor. Plötzlich wachte er wieder alles. Jetzt kommt das — und dann kommt dies — und dann das,“ sagte er halbblau: bei jeder Handbewegung des Priesters und der Ministranten voraus. Und immer stimmte es. Er hatte nichts vergessen.

Aber mitten in der Messe und den Gebeten, die von dem Altar nur mit einem schwachen Gemurmel zu ihm in die letzte Bank drangen, schwand ihm das Schauen und Hören plötzlich. Hinter die Messe zu sehen war er auf einmal in stände, und er war betroffen von der tiefen Gewalt, die auf ihn übertröfete, und die sich fonderbarer Weise mit den Rämpfen da draußen symbolisch zu verbinden schien.

Die Priesterstimme rollte tief: Kanonenbonner in der Ferne. Die

Ministranten trugen mit ihren hellen Stimmen ein: Maschinengewehrfire. Feine Glöckchen künkten scharf: Trompetenbefehle gingen durch die Schlacht. — Auf einmal kam ihm in den Sinn: War dies Vergleichen eine Sünde? Nein, Gott kam in vielerlei Gestalt. Er schrieit gleich durch eine Schlacht und durch eine Totenmesse. Gott war überall in diesen Tagen lebendig. Es war unmöglich, ihn nicht zu sehen. Zu weit hatte er den Mantel zurückgeschlagen.

So — nun wollte er noch rasch zum Marienbildnis vorgehen, wo er als Knabe immer sah. Wie er leise vorging, sah er schief in zwei, drei Bänke hinein, die allein besetzt waren. Sicher waren das die Angehörigen von dem, dem diese Totenmesse galt.

Er fuhr zurück — das Blut schief ihm ins Auge: das dort waren wirklich seine Leute, alle seine Leute. Die Mutter, die Schwester Kathi, der Bruder Fritz. Und ganz am Ende, die zutiefst gebeugt war, das war die Anna, seine Frau. Und alle waren sie schwarz, ganz schwarz! Wie war es denn nur möglich? Und da auf der anderen Bank, saßen da nicht alle Freunde? Ja, das war der Grammann, der Peterhofer, der Maibach! Und wie kam denn der Schloffer. Anell auch dazwischen? Das war doch sein Freund, sein ärgster Freund, der ihn seit Jahren nicht mehr ansah! Und ihnen allen sah man an der Haltung an: das war keine Föhnlichkeit, die sie in diese Bänke schon und niederbrückte, das war Trauer, echte, tiefe Trauer.

Es wurde ihm ein wenig wirt im Kopf. Weshalb sahen alle seine Leute in der Totenmesse? Ach, vielleicht war es nur ein Traum? Vielleicht lag er jetzt in Wirklichkeit in einem Unterschlupf des Schützengrabens und war eingewickelt zwischen zwei Gefechtpausen? Gleich würde er erwachen — gleich! Er wußte schon, wie er's machen mußte. „Dummes Zeug!“ würde er jetzt laut rufen, dann würde er von selbst erwachen. Und wahrhaftig, der Soldat Franz Kramer öffnete jetzt den Mund und sagte: „Dummes Zeug!“

Aber eben hatte der Priester mit einem tiefen Weggesang eingeseht, und das Wort des Franz Kramer ertönt in dem Gesang.

Aber ein Traum war's doch! Ich will mein Gesicht einen Augenblick lang abwenden, der Mauer zu, dachte er, und wenn ich dann zurückschaue, ist's doch der Unterschlupf im Schützengraben — es kann ja gar nicht anders sein.

Und wie er jetzt auf die Mauer schaute, sah er dort einen geschriebenen Zettel angeschlagen: „Totenmesse um zehn Uhr für Franz Kramer, gefallen vor Posen.“

Es wurde noch verwirrt. Das war nun doch ein gar zu dummes Zeug. Nein, so etwas: seine eigene Totenmesse im Schützengraben zu träumen!

Nun wollte er sich aber scharf umdrehen, und dann mußte er erwachen.

Eine ganze Weile hielt er den Kopf der Mauer zugewandt und lernte die Anzeige seiner eigenen Totenmesse auswendig. Dann wurde ihm der Kopf steif fest. Nein, es war doch zu langweilig, dieser Traum. Lieber noch aufwachen!

Und unter dem Messesglockel wandte er den Kopf schief zurück. Aber da saßen sie immer noch dort Trauer in den Bänken und wankten nicht und wichen nicht aus seinen Träumen.

Jetzt wurde er ungeduldig. Er richtete sich stramm auf. Nein — das war kein Traum mehr! Geradeaus ging er auf die Frau zu, die den Kopf am tiefsten gebeugt hatte. Und mitten in die hellen Stimmen der Ministranten fiel seine Stimme, fest und schwer: „Anna!“

Die schwarze Frau zuckte auf. „Franz!“ schrie sie auf. „Franz!“ Und wie vor einem Geiste wich sie in der Bank zurück. Die Hände hob sie, halb wehrend, halb verlangend.

Andere Stimmen erhoben sich. Entsetzen starrte den Soldaten aus den Bänken an. Der Priester hatte sich umgewandt. Fragend schauten er und seine Ministranten auf den Lärm, von dem er nichts verstand.

Die Mutter hatte sich zuerst erholt. Am Ärmel hatte sie den Soldaten gepackt, über die Stirne war sie ihm gefahren, zu der taftknechtlichen Tochter hatte sie sich niedergebückt. „Er ist es,“ sagte sie, „er ist's wirklich, Anna!“

„Nicht tot? — Kein Geist? — Wirklich der Franz?“ scholl es durch einander.

Jetzt war der Pfarrer herangekommen. Er hatte verstanden.

„Wie wunderbar,“ sagte er ruhig, „wie wunderbar! Der Totgeglaubte ist wieder lebendig geworden. Kommt, Kinder, wir wollen die Messe zu Ende lesen, die Auferstehungsmesse!“

Und dann sah während des letzten Messeteils ein schwarzes Weiß dort vorne in der Bank neben einem Soldaten und hatte seinen Arm fest umschlossen, fast umkrallt. Und während die Messesglöckchen zum letzten Male süßen durch das hohe Kirchengeschiff jubelten, sah sie unter Tränen zu ihm auf. . . .

Es war noch am gleichen Vormittage, daß sie ihn, noch immer verunruhigt durcheinanderredend, eine blaue Erkennungsmarkte und einen kleinen Lederbeutel zeigte, die ihnen das Regiment vom gefallenen Soldaten Franz Kramer zugesandt hatte.

Der Hundert-Rubelschein.

von Egon Kosta.

Die Geschichte spielte vor etlichen Jahren in einem der vornehmern Restaurants der russischen Hauptstadt und Residenzstadt, die damals noch Petersburg benannt war.

Es war in der späteren Nachmittagsstunde, in der sich in dem Restaurant viele Gäste einfinden pflegten, als ein junger, gut gekleideter und vornehm aussehender Herr erschien, ein Diner und Wein dazu bestellte und es sich gut schmecken ließ, dabei jene vornehm nachlässige Haltung zu bewahren wußte, die Kellner zu größter Dienstbefähigkeit und Untertüchtigkeit anzuhalten pflegt.

So war denn auch der Kellner geschäftig hin und her geflogen, um dem vornehmen Gast zufrieden zu stellen.

Endlich hatte dieser fertig gespeist und sah bei seinem Getränk noch eine Weile, während der Kellner mit anderen Gästen, die inzwischen gekommen und gegangen waren, zu tun gehabt.

Ein Weichen hatte so der Herr gefressen, dann winkte er dem Kellner und sagte etwas kurz: „Na, wie ist das? Telomme ich nun bald mein Geld zurück!“

Der Kellner war sehr erstaunt und erklärte, der Herr täusche sich, er habe noch gar nicht bezahlt und hat um Begahlung der Zech, deren Betrag er nannte.

Der vornehme Herr lachte höhnisch und verbat sich dann sehr energisch den „dummen Scherz.“

Und als der Kellner sehr ernsthaft wiederholte, daß der Herr sich ganz entschieden täuschen müsse, ersuchte dieser in energischem Tone, der Kellner sollte den Büfettier herbeizufen.

Das geschah; der Büfettier kam dienstfertig herbei, der vornehme Gast erklärte von oben herab, daß jener „Scherz“, wie ihn der Kellner sich geleistet hat, für ein besseres Restaurant doch recht ungeeignet sei, er habe dem Kellner einen Hundert-Rubel-Schein zur Begleichung seiner Zechschuld gegeben, warte vergeblich eine Weile auf Rückgabe des übrigen Betrages und nun bestreite dieser Mensch gar, das Geld erhalten zu haben.

Der Kellner beteuerte nur immer wieder, daß er keinen Hundert-Rubel-Schein von dem Herrn erhalten, überhaupt von ihm noch keine Zahlung bekommen habe und wurde schließlich etwas kurz angebunden.

„Nur eine von den notierten Nummern fehlte unter den Rubelscheinen, und der Herr sagte, indem er auf jene durch keinen Schein belegte Nummer mit dem Finger hinwies: „Den Schein mit dieser Nummer wird der Kellner oder werden Sie, Herr Büfettier, in Ihrer Kasse haben.“

Büfettier und Kellner lachten und meinten beide, daß das völlig ausgeschlossen sei; der Kellner versicherte, überhaupt keinen Hundert-Rubel-Schein bei sich zu haben, der Büfettier erbot sich, seine Kasse durch den Gast revidieren zu lassen, und Büfettier, Kellner, der Gast und einige andere Gäste begaben sich nach dem Büfettier, wo der Büfettier aus der Kasse eine Anzahl Hundert-Rubel-Scheine herausnahm.

Der vornehme Gast hielt noch kein Portefeuille mit den notierten Nummern in der Hand und las laut die fehlende Nummer ab, und siehe, — sie fand sich unter den Hundert-Rubel-Scheinen in der Büfettierkasse. Ganz genau die vermiste Nummer war's.

Nun war's an der Zeit, daß der Büfettier sich entschuldigte; er belegte den Kellner mit einer Anzahl wenig lieblicher Schimpfnamen, der Kellner zuckte immer nur wieder die Achseln, doch war er durch die Gewalt der Tatsachen, die seine Behauptung deutlich widerlegte, so bestürzt, daß er sehr kleinlaut geordnete. Inzwischen sah der Büfettier dem vornehmen Gast den sehr beträchtlichen Rest von über neunzig Rubeln, den er aus seinem Hundert-Rubel-Schein zu erhalten hatte, heraus, und stolzen Schrittes verließ der vornehme Herr, nachdem er noch dem Kellner durch Darreichung eines anständigen Trinkgeldes den Beweis gegeben, daß er dem dienenden Geist trotz seines großen Verlebens nicht böse sei, in vornehmer Haltung das Lokal.

Natürlich ist das der vornehme Herr sehr eilig, denn er war ja durch die „Föbelhaftigkeit“ des Kellners unendlich aufgehallen worden und hatte viele kostbare Zeit verloren, weshalb er denn auch sofort in ein der Nähe des Restaurants haltendes Automobil sprang und sehr rasch davon fuhr.

So war er denn längst in weiterster Ferne verschwunden, als dem Büfettier endlich ein Licht aufging. Er behauptete nämlich steif und fest, daß er den Hundert-Rubel-Schein mit der vom Gast notierten Nummer schon am Morgen desselben Tages erhalten hatte, und als er sich dann an die polizeiliche Vorgang zu melden, erhielt er die merkwürdige Aufforderung, daß zur selben Zeit in einem anderen Restaurant ein ganz gleichartiges Begebenis sich abgespielt hatte.

So war es klar, daß zwei Gauner sich geschickt in die Hände gespielt hatten; sie hatten am Morgen jeder in einem Restaurant einen Hundert-Rubel-Schein ausgegeben und am Nachmittag jeder in dem anderen Restaurant die geschilderte Ertrübnungsszene aufgeführt.

Bedenkt man, daß zu dem Unternehmen immerhin ein anständiges Anlagkapital gehört, das Stückchen sich auch nicht allzuoft wiederholen läßt, so scheint's freilich, daß sich von solch einem Geschäft nicht dauernd leben läßt. Aber ehe der grünnende Betrug vorausgeht, fällt sicherlich wohl so gewichtigen Männern ein anderer Gaunerstück ein.

Adel und Gelehrsamkeit.

Auf dem Konzil zu Basel (1431-1448) wurde die Anordnung getroffen, daß die Adeligen auf der einen und die Gelehrten auf der anderen Seite des Saales ihren Platz haben sollten. Als Kaiser Sigismund eines Tages in den Saal trat, bemerkte er, daß sein geheimer Rat Dr. Georg Jekelius, dem er kurze Zeit vorher den Adel verliehen hatte, unter den Adeligen Platz genommen hatte. Voller Unwillen rief er aus: „Das hätte ich Euch nicht zugetraut, daß Ihr Euer Doktorat geringere schätzt als den Adel. Ich kann wohl an einem Tage Tausende adeln, aber in tausend Jahren nicht einen einzigen zum Gelehrten machen, wie Ihr ein

er seid.“

— Gefährliche Drohung. Der kleine Otto: „Mama, wenn du mir keine Schokolade gibst, esse ich heute mittig, bis mir schlecht wird.“ — „A us der Schweiz.“ „Wo hast Du Dir denn diesen schrecklichen Schnupfen geholt?“ „: „Gestern im Zug im Zug!“